

# Wochenthaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Montag, 22. März

1926.

(6. Fortsetzung.)

## Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

### XII.

Was war das? . . . was ging bei Schellbruch vor? . . . Zuerst fragten es die Nachbarn, bald fragte es die ganze Stadt. Weshalb zogen die beiden Töchter, die jedermann schätzte, weil ihre Tüchtigkeit und ihr einwandfreier Ruf klar vor Augen lagen, von ihrem alten Vater fort und mieteten sich bei guten Bekannten ein?

Hatte der Hochmutsteufel sie doch gepackt? . . . Schämten sie sich ihrer einfachen Herkunft? . . . War es — von Seiten der älteren Schwester — ein Zugeständnis an Bäckermeister Witt, der immer noch nichts von dieser Verlobung wissen wollte? . . . Glaubte man ihn mit der Trennung von Schellbruch versöhnen zu können? . . . Man fragte und mutmaßte dies und das, kam aber nicht der Wahrheit nahe, weil die Beteiligten sich über die Gründe des außergewöhnlichen Schrittes, den die beiden Schwestern unternahmen, ausschwiegen.

Sie schwiegen auf ausdrücklichen Rat Grünau's, der seine bestimmten Gründe zu haben schien, diese Angelegenheit möglichst geräuschlos behandelt zu sehen. Niemand wußte, daß er bereits amtliche Nachforschungen nach Schnabel in die Wege geleitet hatte. Er führte für den Polizeimeister, der irgendwo seinen Sommerurlaub verbrachte, die Geschäfte und hatte vollständig freie Hand. Daß gegen seinen Schwiegervater nichts vorlag, hatte sich gezeigt, als jener sich um die Stellung eines Wächters bewarb. Aber Schnabel! Seine Papiere bestanden, daß er sechsmal vorbestraft war, wegen Eigentumsvergehens, Körperverletzung und Brandstiftung. Was verband Hermines Vater mit Schnabel? . . . Nur die Erinnerung an Wanderjahre?

Aus den Auskünften, die Grünau nach wenigen Wochen erhielt, ging aber nichts hervor, was seinen Verdacht gerechtfertigt hätte. Seine Hoffnung, daß gegen Schnabel irgendwo und — wann ein Verfahren geschwebt haben könnte, das wegen Mangels an Beweisen hatte eingestellt werden müssen, erfüllte sich nicht. Was der widerliche Mensch begangen hatte, hatte er gesühnt, da war nichts zu machen. Aber man mußte ihn scharf beobachten, das gebot nicht die persönliche Abneigung gegen ihn, sondern die Rücksicht auf die Gesamtheit.

Den Fragen getreuer Nachbarn und Bekannten wurde entgegengehalten, daß Schellbruch einen alten Freund bei sich aufgenommen habe, weil seine Töchter ihn ja doch bald verließen; ganz allein aber wolle er nicht hausen. Der Wohnraum sei zu beschränkt, kurz und gut; es ginge nicht mit vier Menschen unter dem engen Dach. Wer's glauben wollte, konnte es glauben, wer nicht, ließ es bleiben. Es gab aber sehr viele Zweifler. Dann wer den „alten Freund“ näher beschrieb, zug sein Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen. Man verstand das Verhalten der Schellbruch'schen Töchter so gut, wie man den alten Meister, der einen solchen Menschen bei sich aufnahm, nicht verstand. Und dann gab es einen, der aus dieser Angelegenheit einen ganz besonderen Saft zog und jedem, der wollte, davon zu kosten gab: Lemke.

Wohl noch niemals hatte seine Spürnase einen so faulen und darum begehrenswerten Braten gerochen. Er hatte den Einkauf, den Hans Witt ihm verlebt, keineswegs vergessen. Bot sich ihm hier nicht die Gelegenheit, Rache zu nehmen? . . . Und konnte man nicht gleichzeitig einen so angesehenen Mann wie Witt se. zu Dank verpflichten? . . .

Eines Vormittags — Schellbruch hatte ein paar unruhige Schlummerstunden nach der durchwachten Nacht hinter sich — erschien Lemke in der Tür. Er hatte nicht angeloppt; ganz plötzlich stand er da, mit einem zutraulichen Lächeln um den Mund.

Guten Morgen, lieber Schellbruch.“

Der Meister gab den Gruß durch ein Kopfschnicken zurück. Lemke leckte sich.

„Nun, was macht das Geschäft, Schellbruch?“ fragte er, sich behaglich die Hände reibend. Immer fleißig, wie ich sehe. Dabei haben Sie gewiß auch geschlafen.“

Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Ich hörte, Sie haben sich sogar einen Gesellen zugelegt. Das lob' ich mir. Vier Hände schaffen mehr als zwei. Das bringt Kundschaft ins Haus, Schellbruch, ich selbst werde Ihnen auch wieder zu tun geben. Schuhmacher Stolten arbeitet zu miserabel. Das kann man überall hören. Und was ich für Sie tun kann, soll herzlich gern geschehen.“

Schellbruch hätte sich die Ohren zuhalten mögen.

„Es ist da noch . . . Sie erinnern sich wohl, Lemke . . . ich bekomme immer noch einen kleinen Betrag von Ihnen . . .“ sagte er endlich und vielleicht in der Hoffnung, den Ungebetenen damit loszuwerden.“

Der lächelte überlegen.

„Wirklich? . . . Irren Sie sich auch nicht, Schellbruch? . . . Nun, Sie bekommen Ihr Geld, wenn Sie es zu fordern haben. Sehen Sie nur gelegentlich mal in Ihren Büchern nach.“

„Das kann ich gleich, Lemke.“

„Eilt durchaus nicht, Schellbruch“, winkte der Denunziant nachlässig ab. Aber dann ging er, um von dieser Geldangelegenheit loszufommen, zum Angriff über. „Über Ihren Gesellen erzählt man sich ja die wunderlichsten Geschichten“, sagte er mit einer Betonung, die Schellbruch erbeben ließ. „Offen gestanden, das Gedanke hat mich . . . wie soll ich sagen, etwas neugierig gemacht. — Wo ist der Mann? . . . Oder haben Sie ihn schon wieder ziehen lassen?“

Schellbruch verneinte durch ein Kopfschütteln.

„Aber er ist doch gar nicht bei der Arbeit! . . . Aha, ich verstehe: Bei einem alten Freund nimmt es der Meister nicht so genau, ha, ha . . .“ Lemke weidete sich an der stummen Verzweiflung des Alten. Aber er hatte noch einen anderen vergriffenen Pfeil im Köcher, und als er den vom Bogen losließ, traf er mitten ins Schwarze, traf er da, wo Schellbruch am verwundbarsten war.

„Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen“, sagte er, der kinderlose Witwer, mit einem wehmütigen Seufzer. „Da haben Sie Ihre beiden Töchter mit Mühe großgezogen, lieber Schellbruch, und so wird es Ihnen gedankt.“

Schellbruch sah ihn von unten heraus aus trüben Augen an.

"Was meinen Sie damit?" fragte er nach einer Pause.

"Nun, daß der alte Vater den vornehmen Töchtern nicht mehr gut genug ist! . . . Freilich, wer in die Familie Witt hineinheiratet? . . . Aber man beurteilt Ihre Kinder auch danach. Schellbruch, das können Sie mir glauben."

Zum ersten Male lehnte sich in dem Bedrängten etwas auf.

"Zwischen meinen Kindern und mir besteht nicht die geringste Feindschaft", sagte er mit einem Aufblitzen in den Augen. "Sagen Sie das jedem, der es hören will."

"Aber dann verstehe ich nicht . . ."

"Brauchen Sie auch gar nicht. Das ist eine Sache, die Sie und andere Leute gar nichts angeht." Schellbruch war aufgestanden; er war dort angelangt, wo Lemke ihn bewußt hingesteuert hatte. Aber sein Zorn verrauchte dennoch im Nu. Denn er sah drauf einen allzu bekannten Gestalt auftauchen. Nun ging die Haustür, dann die Tür zur Werkstatt, und dann wurde Schnabel sichtbar.

Einige Sekunden war es still. Lemke musterte mit brennendem Interesse den Gesellen, dieser sehr kaltblütig den Besucher. Schellbruch hatte wieder seinen Sitz ingenommen. Eine Wolke von Branntheinduft durchwogte den Raum.

Mit einem forschenden Blick auf Schellbruch löste Schnabel sich endlich von seinem Platz, vertauschte den zerlumpten Rock mit der Schürze, lehnte sich Schellbruch gegenüber an den Wertstisch und griff zu einem schadhaften Stiefel. Er hämmerte so kräftig darauf los, daß Lemke, der dicht neben ihm saß, etwas beiseite rückte.

"Hm", machte er.

Schnabel ließ augenblicklich den Hammer sinken und sah den Unbekannten fest an.

"Wie meinen Sie?" fragte er.

"O nichts", antwortete der Denunziant höflich. "Ich bewunderte im stillen nur Ihren Eifer. Ich sehe gern zu, wenn andere Leute arbeiten."

Dies Wort gefiel Schnabel. Sein Galgengesicht verzerrte sich förmlich. Das war also doch kein Spion, kein Geheimer, wie er anfangs geglaubt hatte, sondern ein Gesinnungsgenosse, ein Mensch, der sein Genüge im Zusammenfande fand.

"Hahaha . . ." lachte er. "Ein alter Freund von dir, Schellbruch?" vergewisserte er sich doch noch.

"Ein langjähriger alter Bekannter", bemerkte Lemke lippfrischend. "Nicht. Schellbruch?"

Eine Antwort fiel nicht, sie wurde auch nicht vermisst. Im Handumdrehen waren Schnabel und Lemke in eine Unterhaltung verwickelet, die Schellbruch eigentlich ganz überflüssig machte. Aber er hörte dennoch gespannt zu, denn Lemke und Schnabel redeten ja miteinander, als kannten sie sich seit vielen Jahren!

Wie ging es zu, daß ein Mensch sich so schnell, ohne Übergang eigentlich, einem anderen anschließen konnte? . . . Er, Schellbruch, hatte sich nie so gehen können, nicht einmal zu seiner Frau, die ihn doch wohl am besten verstanden hatte. Und das war sein nie zu stillendes Leid: daß er in einer ruhigen Stunde unter vier Augen nicht den Weg zum Herzen jener Frau gesucht hatte; sie hätte ihm die Last, an der er trug, bestimmt genommen.

Wie sie medbern und lochen! Nicht viel fehlt, und sie sinken sich als Dutzende in die Arme. Und dann? . . . Dann wissen um jenes Geheimnis zwischen Zürich und Basel nicht nur er, Schellbruch, und Schnabel allein, sondern auch Lemke — und dann ist alles verloren.

Diese Aussicht ist so furchtbar, daß der gedrungene Körper zusammenfällt; es ist, als stürze sich ein Granitblöck auf ihn herab.

"Nun, was haben Sie denn, Schellbruch?" unterbricht der Denunziant eine Geschichte, die sein neuer Spieghelle über alle Mähen komisch zu finden scheint, denn er erstickt fast in seinem Wiehern. "Was fehlt Ihnen?" Die Augen hängen begierig an dem wächsernen Gesicht.

"Nichts." Damit steht Schellbruch schwefällig auf.

"Ich habe zu wenig geschlafen, das rächt sich", murmelt er noch, dann wandt er, von vier Augen verfolgt, in seine Kammer, wo er sich angelleitet auf sein Bett legt. Nach wenigen Minuten hört er die beiden davongehen; über der Wohnung liegt eine furchterwiedende Stille.

### XIII.

An einem Septembersonntag — seit dem Erscheinen Schnabels waren wohl vier Wochen verstrichen — machten die beiden Brautpaare einen gemeinsamen Ausflug in das nächste Dorf. Es ging aber recht still und ernst zwischen ihnen zu, selbst Hans Witt zeigte wenig muntere Laune; der Grund lag in dem veränderten Wesen der Schwestern.

Es war den beiden jungen Männern kein Geheimnis, daß Lisbeth und Hermine unter der vorzeitigen und gewaltsam herbeigeführten Trennung von ihrem Vater litt. Die ältere hatte Frau Zahle, die Nachbarin Schellbruchs, gebeten, jeden Tag nach dem Vater zu sehen, sein Bett zu machen und Küche und Wohnstube instandzuhalten. Die Versuche, Schellbruch außerhalb des Hauses essen zu lassen, waren mißglückt.

Die beiden Schwestern gingen auf dem Heimwege — es war am späten Nachmittag — schweigam voran, die beiden Männer folgten. Da entdeckte Hermine in einem halb abgeernteten Kornfelde zur Linken Mohn. Bald war sie mit der Schwester abseits gegangen. Grünau wollte ihnen folgen, wurde aber von Hans Witt zurückgehalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Menelaus in Weimar.

Von Carlo Brachvogel.

Gest alljährlich belehren uns neu erscheinende Bände über Art und Weise der Beziehungen, die Goethe zur Frau von Stein, Schiller zur Frau von Kalb unterhielt. Alles Wissenswerte und auch manch nicht Wissenswerte ist aus diesen Neuerscheinungen zu erleben und darf umrisen stehen die beiden Lotten vor uns da. Die beiden Lotten — doch von ihren Gatten erfahren wir blutwenig. Nun ist es ja gewiß hochfreudlich, daß das Weimarer Donnelgestern seine Lotten fand — aber ist es etwa weniger erfreulich, daß neben einer jeden ein Ehegatt stand, so daß Lotte immer nur geliebt und nicht auch geheiratet zu werden brauchte?

Wir alle kennen die rührsame Geschichte, wie Goethe zwei Nächte lang nicht schlafen konnte, nachdem er die Silhouette der Frau von Stein erblickt hatte. Als er dann die Ursache seiner Schlaflosigkeit veröhnlich kennen lernte, war die nöe von Schardt seit zehn Jahren die Frau des Oberstallmeisters von Stein, der sie "diesem nicht übermäßig langen Zeitraum siebenmal zur Mutter gemacht hatte. Nun sprechen ja sieben Kinder weniger für das Glück als für die Fruchtbarkeit einer Ehe, aber vor einer ungünstlichen Ehe der Hofschauspielerin hat man nie gehört. Bis in die Mitte der Dreißig scheint sie keinen tröstenden Freund gebraucht zu haben.

Erst als das jugendstrohne, bildschöne, vom Herzog verhütsche Kraftgenie in die betuliche Galanterie des Weimarer Hoflebens trat, scheint die scheinbare Mutter das Talent zur femme incompris in sich entdeckt zu haben. Vom freundlichen Lächeln des ganzen Hofs begüßt und begleitet, beginnt die Intimität mit Goethe, über der auf gemeinschaftlichen Reisen der Generalsuperintendent Herder schüttend die geistlichen Hände breiteit. Den Herrn Generalsuperintendanten und Hofprediger auch zu einer Amis handlung, zu einer Trauung, zu bemühen, ist dem Liebespaar wohl nie ernstlich eingefallen. Vielleicht hätte zu Anfang der Beziehungen Goethe gerne geheiratet, denn er war nicht nur verliebt, sondern besaß, gleich vielen andern Freistädtern und Freistaatlern, ein gut Teil Adelsnobismus, dem es wohl gefallen hätte, eine nöe von Schardt, geschiedene von Stein heimzuführen, Frau Lotte aber war ihm nicht nur an Jahre, sondern auch an klein-höflicher Lebensbedachtheit überlegen. Wenn er ihr je beim Nachmittagskaffee im Stil "Entschick mit mir und sei mein Weib" zugeredet hat oder hätte, wäre auf dem verblühten Vogelgesichtchen der nöe von Schardt ein kleines Lächeln erschienen und sie hätte ungeläbt gedacht, vielleicht auch gesagt: "Wozu eigentlich, du liebes, süßes Ungetüm? Ist mein Oberstallmeister denn nicht ein Mustergerade, wie wir uns nur einen wünschen können? Er beherrscht sozusagen die Situation — wozu also sie verändern?"

So ungefähr mag die nöe von Schardt gedacht oder gesetzt haben, die mit dem ganzen Adelsstolz kleiner Hofleute sich gewiß degradiert vorgelommen wäre, wenn sie statt Frau

von Stein Frau Goethe hätte heißen sollen. Wahrscheinlich war sie nach zehn- bis fünfzehnjähriger Ehe mit dem biedern Oberstallmeister auf jenem angenehmen Punkt angelangt, wo die Liebe allmählich aufhort und die gegenseitige Nachsicht beginnt. Vielleicht aber war's auch ganz anders. Vielleicht hat sie sich in Einzelheiten doch immer noch recht gut mit dem tüchtigen Eheherrn verstanden, zudem Goethe ihr ja mit einer Geschmacklosigkeit, deren sich kein Ultramoderner zu schämen hätte, alle Bläßere seines Junggesellenlebens berichtet. Kenn' ich einer in soß überzüglichen, scheinbar ganz vergeistigten Frauen aus!

Jedenfalls ist es nicht zur Scheidung gekommen; Herr von Stein scheint also weder ein Wütterich noch ein Spielverderber gewesen zu sein. Dafür durfte er auch schlussweise die Wonne der Schadenfreude genießen, als sein Haussfreund, angeeckt vom Hofgetriebe, vor sich und Lotten nach Italien floh. Es waren die letzten Glanzstage der Frau von Stein, in der wohl schon jeder, nur nicht sie selbst, die verabschiedete Geliebte sah, wenn sie den scheinbar teilnahmsvollen Hofdamen lagern konnte: „Goethe hat mir heute geschrieben.“

Wie er heimlehrt, wissen wir alle Ein Menich, den die eigene Größe zur Einsamkeit verurteilte, ein Mann, der keine preziöse Geliebte um sich haben konnte, sondern nur ein dralles, albernnes Mädel, das gut lachte, gut lächelte und keinerlei geistige Ansprüche stellte. Frau von Stein bat damals ein Martinium erlebt, doch sie hat es weder als Heldin, noch als Dulderin, noch als wirklich große Dame ertragen. Sie benahm sich da nur wie eine recht gewöhnliche Mamsell, der eine andere den Liebhaber abspenstig gemacht hat, und die nun an der Nebenbuhlerin und dem Ungetreuen sein gutes Haar lassen will. Herrn von Stein hat ihre tugendliche Entfaltung ob der Goethelichen Wirtschaftserin sicherlich sehr bestüstigt und ihr Born hat ihm wohl manch heimliches Schmunzeln abgelöst. Er hätte nicht von Fleisch und Blut sein müssen, wenn es anders gewesen wäre. Dann nahm ihn ein gütiges Geischid hinweg, ehe er noch das Schrecklichste erleben musste: das Nachdrama seiner Frau. Denn als Charlotte genug über die richtige Christiane gesetzet, gelätscht, gehobt und gehönt hatte, verfaßte sie ein Drama „Dido“ (natürlich ist „Dido“ sie selbst!) ein Meisterwerk voll altjüngferlich-säuerlicher Bezeichnungen über die Schlechtigkeit der Männer (vorrich Goethe), das sich da und dort zu Sprachschönheiten erhobt, wie: „es wird keine gehabte Bedeutung gewesen sein“, woraus zu erschließen ist, daß Lotte sich auch neben Goethen ihren eigenen Stil zu wahren wußte.

Wilder, exaltierter als in dem wohlzogenen höfischen Dreieck Goethe-Stein ging's bei den Schiller-Kalbs her, und in dieser Konstellation zeigt auch der Gatte eine bestimmtere Phisiognomie als der etwas schattenhafte Herr von Stein mit der eheherrlichen Tüchtigkeit. Sein Name zwar — Heinrich von Kalb — klingt sanft, um nicht zu sagen schafig, aber da er als Hauptmann in einer kleinen Garnison — Landau — stand, darf man annehmen, daß er weder ein Betruder noch ein Auktor war. Nur um des Geldes willen heiratete er die frühverwaiste Marchalk von Ostheim, ein phantastisches, in eine Traumwelt eingewonnenes Mädchen, das mit dem wirklichen Leben blutwenig Bescheid weiß. Auch sie liebt den Mann mit dem schafigen Namen nicht und wird vom Altar weg ohnmächtig in die Reisekutsche getragen.

Dramatisch wie die Ehe begonnen hatte, ging sie auch weiter. Die junge Frau Hauptmann blieb nur vorübergehend in Landau, ging bald mit Einwilligung des Gatten nach Mannheim, wurde Mutter und fantasiierte weiter. Schon als Mädchen bat sie unterbunt durcheinander gelesen, was ihr in die Hände fiel, jetzt, völlig ihre eigene Herrin, schmökert sie trotz ihrer hochgradigen Kursächslichkeit die Nächte durch, bis sie durch einen Zufall entdeckt, daß ihr eines Auge schon erblendet sei. Der Schleierblick der Kursächsigen scheint äußerlich so ähnlich das einzige Merkmal ihrer Flackerseele gewesen zu sein, im übrigen zeigt ihr Bild keineswegs eine ätherische, appetitliche, siebe, deutsche Frau, der man eher viele Kinder und einen guten Tisch zutrauen möchte, als den himmelhochschauchenden Ehebruch mit einem Kraftgenie. Ihre Aufzeichnungen behaupten freilich, daß sie eine treffliche Hausfrau gewesen sei und oft für mehr als zwanzig Personen gekocht habe — aber in lohende Phantastinnen habe ich kein rechtes Vertrauen.

In Mannheim lernt sie Schiller näher kennen, den sie früher schon flüchtig bei den Wolzogens getroffen hatte, und alsbald sind die beiden Höflopfe Feuer und Flamme füreinander. Sie lieben, schwärmen und räzen in liebenswürdiger Verstiegendheit und der Herr Hauptmann steht der Sache gar nicht übernehmertisch gegenüber. Er besucht Frau und Kinder in Mannheim, ist mit dem Liebhaber seiner Frau befreundet, weiß alles, trägt alles, duldet alles, überwindet alles und ist, wenn auch nicht stärker als der Tod, so doch zuverlässiger als der Dichter der Laura-Oden. Wahrscheinlich hat sich ein einfacher, gradliniger Militärverständ gleich gedacht, daß auch diese Titanenliebe nicht so heiz gesessen wie gelocht wird. Immerhin drängten diese beiden ganz anders als Goethe und

seine Lotte zu Scheidung und Heirat und der Gatte will offenbar mit sich reden lassen. „Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zustande kommen wird.“ So schreibt Schiller aus Weimar, wo er mit Lotte eingetroffen ist und vom Hofe mit demselben nachsichtigen Lächeln begüßt wird, wie einst Goethe mit seiner Lotte, die damals wohl alle Qualen der Frau von gestern gegenüber der Frau von heute empfunden haben mag. Auch der wohlwollende General-Judex-Intendant Herder ist wieder auf dem Posten: „Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung.“ Über den wesentlich hintergangenen Hauptmann äußert sich übrigens Schiller mit einer Objektivität und Anerkennung, die dem betrogenen Ehemann das beste Zeugnis ausstellen: „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Anfang September, seine Ankunft wird das Weiterre mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu verwundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und einer dienstfertigen Ohrenbläjerei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt.“ Nicht leichten Herzens schreibt Schiller diesen starken und billig-denkenden Mann betrogen zu haben, der eine Frau nicht halten mag, die von ihm fortstrebt. Schon die Gedichte „Der Kampf“ und „Die Resignation“ legen Zeugnis ab für „den Riesenkampf der Pflicht“ und deutlicher noch redet ein Brief aus Weimar: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon eine Veränderung, die weitergehen kann. Wer sich ein bisschen auf Ehebruchs-Psychologie versteht, weiß, daß es nur von der Persönlichkeit des Gatten abhängt, ob an die verlebte Pflicht überhaupt gedacht wird oder nicht. . . .“

Die Scheidung kam nicht zustande. Die beiden Höflopfe, die gewiß über jeden Widerstand wie toll hingeprengt wären, stützen ernüchtert vor der Bereitswilligkeit des Hauptmanns. Ellida, die nicht unter einer Verantwortung in die ersehnte Freiheit geben mag.

Lotte, bei aller Phantasie eben doch auch eine Frau „von“ land wahrscheinlich, daß „Madame Schiller“ doch gar zu bürgerlich gellungen hätte und er wiederum war wohl schon nervös und ruhebedürftig geworden neben der Unruhe einer ewig-erhabenen, ewig-begeisterten, ewig-flammenden Frau. „Ihr Einfluss auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.“ Inzwischen tauchte auch schon der loside Heiratsplan mit Charlotte von Lengefeld auf: „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein.“

Unaufhaltsam schreitet der Bruch weiter. Zu Charlottens Ehre aber muß gesagt sein, daß sie sich ungleich würdevoller benahm als Frau von Stein. Nur in Aussprachen und Briefen scheint sie unermüdlich gewesen zu sein, denn ehmännlich (aber nicht im Sinn der Stärke!) schreibt Schiller: „Die Kalb hat mir heute geschrieben: Ich habe jogisch geantwortet. Lieber zehn Briefe schreiben, als einmal sprechen.“

Und einige Wochen später: „Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben?“ Auch bei ihr hat sich also, genau wie bei Frau von Stein, der Gatte zuverlässiger erwiesen, als der Liebhaber.

Doch während über die Untreue der beiden Charlotten und Wolfgang Friedrichs dicke Bände verfaßt werden, „meldet sein Lied, sein Heldenbuch“ von der Treue der Herren von Stein und von Kalb!

Eine betrübliche Tatsache, die wieder deutlich darstut, daß Treue zwar immer edel, aber nicht immer eine dankbare Handlung ist!

## Betrachtung über den Staub.

Von Max Hanele.

Ihn betrachten, heißt eine der gewaltigsten Erscheinungen des Lebens betrachten und eine der nüchtesten zugleich. Denn es ist nichts, was erhabener wäre als der Staub, was gemeiner wäre als er.

Er ist das größte Wunder der stofflichen Welt, weil er ewig ist. Er war am Anfang und wird am Ende sein. Alles Vergangene Leben kam aus dem Staub, alles gegenwärtige ist aus ihm hervorgegangen, und alles künftige Leben wird staubgeboren sein. Er ist Materie Mutterkost, aus dem die organische und anorganische Formenwelt sich aufbaut und zu dem sie verfallend und zerfallend, nach einer Weile, nach Jahren, nach Jahrtausenden, Jahrmilliarden oder Jahrtausendmilliarden zurückkehrt. Er ist das mysteriöse Medium, dessen sich die Gottheit bedient, um die sichtbare Schöpfung in Ewigkeit zu erneuern.

Der Erdball mit seinen ungeheuren Domänen gelben Sandes, die aus Staubböndern bestehen, streut auf seiner laufenden Fahrt den Staub in den Raum und die Winde sind die geschäftigen, eilenden Träger des Staubes. Überall, wo es Stoff gibt, gibt es Staub. Die Urgebirge, die Pyramiden Ägyptens, die Kathedralen Europas, die wolken-

hohen Gebäude Amerikas — sie zerbröckeln und zerstäuben so unaufhaltsam und unmerklich wie die bleichen, bücklichen Gerüste vorzeitiger Tiere in den Wüsten. Und der Staub, den die ältesten Dinge ablösen, tanzt mit dem jüngsten Staubbrüderchen im Reigen.

Wenn ein Staubtor fehlte, wäre die Welt unvollständig.

Die Kräfte der Luft spielen mit satten Fingern an den härtesten Verkörperungen und schaben den Staub von ihnen. Königspaläste zerstäuben, Häuser und Hütten zerstäuben, und die Reiter der Vögel zerstäuben. Die letzte Verwandlung alles Fleins ist das Unfeste, der Staub.

Er ist überall. Er ruht auf den Dingen und durchwirkt unermüdlich die Luft. Er liegt fischbach auf den Straßen, wo ihn die Hufe der Pferde, die Pfoten der Hunde, die Räder der Wagen austören. Wir rufen ihn ein und er setzt sich in unserer Mundhöhle, in unserer Nase, in unserer Lunge fest, wo ihn Kräfte der Reinigung verwandeln oder ausscheiden. Er ist unvermeidlich. Wo du bist, ist Staub, und da ist kaum ein Vacuum, wo er nicht ist. Er wird ununterbrochen aus allem erzeugt, was dich umgibt, und aus ihm wird in göttlicher Alchemie ununterbrochen alles erzeugt, was dich umgibt. Aus dem Staub erhebt sich die Generation wie eine Welle des Lebens und in den Staub sinkt sie verbrandend wieder zurück. Staub. Staub. Staub — das ist die Geschichte der Menschheit von Anfang an. Und Staub. Staub. Staub ist ihr Ende. Der Mensch ist lebender Staub. Der Staub Adams, des ersten Menschen auferstehst vereint im letzten Menschen, wenn der Engel Israfil am Ende der Zeit die Bosaune an den ätherischen Mund setzt.

„Es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub“, sagt der Prediger.

Großes, unauslängbares Mysterium des Staubes! Inbegriff Beibitel alles Gewaltigen, Schönen, Wohlgestaltigen, was Wohnung war und ist und sein wird für den Geist! Staub. Form eines Raffael, eines Dante, eines Michelangelo, eines Goethe, Beethoven, Wagner und all derer, die noch auferstehen werden, um die unerschöpfliche Herrlichkeit des Geistes in der Welt des Stoffes zu offenbaren. Staub. Vermöger alles Vergangenen, Gegenwärtigen und Künftigen heilig ist du wie irgendein Heiligtum dieser unerdenlichen, geheimnisvollen Welt, du der so geringe und demütig des Lebens mächtigster Diener ist.

## Welt u. Wissen

Die Vorhut der Zugvögel. Die ersten Vorposten des Millionen umfassenden Vogelheeres, das sich nun wieder unsern schon leise vom Frühling berührten Gefilden nähert, sind bereits eingetroffen, und zwar sind es hauptsächlich die Steinschmäher, die diese Vorhut bilden. Diese kleinen gefiederten Freunde haben wohl an die 6000 Kilometer und mehr zurückgelegt seit dem Tage, da sie ihre warmen Winterquartiere im Süden verließen. Eines Tages suchten sie noch ihr Futter in den Ebenen Afrikas. Da vernahmen sie plötzlich den geheimnisvollen Ruf, der ihnen befahl, den reich gedeckten Tisch und alle Bequemlichkeiten ihres Winterlebens im Stich zu lassen und sich auf die lange, ungewisse Reise zu begeben. Und alle folgten sie der Stimme der Natur, wie es ihre Vorfahren seit Jahrtausenden getan. Bald wird ihnen die Riesenschär der Zugvögel folgen, die der schönen Jahreszeit in unseren Breiten erst das rechte Leben einbaucht. Unzählige Male hat die von Wintersdunkel und Winterskälte befreite Menschheit unserer nordischen Länder diesen Verkündern und Bringern des Frühlings schon zugejubelt, und noch heute, wie einst, beugen wir uns in staunender Ehrfurcht vor diesem Wunder, dessen Geheimnis noch kein Gelehrter ergründen konnte. Alle diese Vögel, die von weiten Fernen herkommen, kennen ihren Weg ganz genau und streben nach einem ganz bestimmten Ziel, nach jenem Waldeswinkel, Gartenbag oder Wiesenplatz, den sie im vergangenen Herbst verliehen. Wohl gelingt es gar manchen nicht, dies Ziel ihrer Reise zu erreichen, aber die weitaus größte Anzahl findet mit unbegreiflicher Sicherheit den Weg zu den Orien, wo sich im Vorjahr ihr Liebes- und Eheleben abspielt. Durch das sog. Ringförmtem, das zuerst von deutschen Ornithologen ausgebildet wurde und jetzt von allen Vogelkennern der Welt durchgeführt wird, ist es gelungen, den Flugstrassen der Zugvögel in vielen Fällen auf die Spur zu kommen, und man hat immer wieder festgestellt, daß Vögel, die an einer bestimmten Stelle heringt wurden, zu demselben Platz zurückkehrten, um hier wieder ihr Nest zu bauen. Wir wissen ferner auch, daß diese Wanderer der Luft nicht geradewegs nach Norden eilen, wenn sie den Süden verlassen. Vielmehr folgen sie alle ganz bestimmten Wegestrassen, die bereits ihre Vorfahren eingeschlagen haben; es ist, als wären am Himmel bestimmte Vogelstrassen vorhanden, die mit

Wegweisern und Merkzeichen versehen sind, dem Vogelauge leicht sichtbar, aber dem menschlichen Blick verschlossen. Und wenn sie im Herbst den Rückweg antreten, dann verlassen die Jungen mancher Arten, die erst bei uns das Licht der Welt erblickt haben, ihre Geburtsstätte noch vor den Eltern und fliegen auf denselben Luftwegen zurück, auf denen die Eltern gekommen sind, ohne alle Führer, die ihnen den Weg zeigen könnten. Wie das geschieht? Es ist unzählige Male gefragt worden, und viele Erklärungen sind versucht worden, ohne daß eine befriedigt. Der Vogelaug, dessen eine große Etappe wir in diesen Monaten wieder erleben dürfen, ist eben eines der Geheimnisse der Natur, eines der unerklärlichen Frühlingswunder, mit denen die Schöpfung uns begnadet.

Wie der Dalai Lama gewählt wird. Jedes Land, jedes Volk hat seine Sitten und Gewohnheiten, die ihm selbstverständlich erscheinen, den Fremden aber eigenartig anmuten. So existiert zum Beispiel in dem „verbotenen Land“ Tibet ein nach unserem europäischen Begriffen ganz merkwürdiges Verfahren, wonach der Dalai Lama, der Gottkönig, gewählt wird. Nach seiner eigenen Darstellung, die man neben anderen neuen Tatsachen über dieses unbekannte Volk und seinen geheimnisvollen Herrscher in dem bei Brockhaus neuerschienenen Werk „Tibet einst und jetzt“ von Sir Charles Bell nachlesen kann, vollzieht sich die Sache folgendermaßen: An einige Dalai Lamas glaubt man mehr, an andere weniger. Bevor einer der ersten stirbt oder — wie der Tibeter sagt — „sich in die himmlischen Gefilde zurückzieht“, teilt er gewöhnlich seiner Umgebung mit, wo er wieder geboren werden wird; er gibt vielleicht sogar Einzelheiten an, das Haus, in dem der kleine Knabe gefunden werden wird, den Strom, der etwa in der Nähe vorbeifließt, die Form der Berge in der Nachbarschaft und anderes. Die Umgebung des Dalai Lama scheut sich indes, selbst nach solchen Einzelheiten zu fragen, um seine Sehnsucht nach dem „Vorlieben“ nicht zu vergrößern. Drei oder vier Jahre, nachdem der Dalai Lama „fortgegangen“ ist, bestimmen der Taschi Lama, falls er mindig ist, und fünfzehn oder zwanzig andere hohe Lamas und andere Würdenträger, den Landstrich, wo der neue Dalai Lama gefunden werden wird, sein Geburtsjahr, das seines Vaters und seiner Mutter, die Baumarten in der Umgebung seines Hauses usw. Nachfragen, die man in dem bezeichneten Bezirk anstellt, führen meist auf die Spur von drei oder vier Knaben, deren Geburt von himmlischen Offenbarungen begleitet wurde, wie zum Beispiel durch einen Regenbogen, der zur Zeit ihrer Geburt sich am heiteren Himmel über dem Hause gezeigt hatte, oder durch himmlische Visionen, die ihre Eltern gehabt haben. Die Einzelheiten dieser wunderbaren Geburten werden den oben erwähnten Propheten und Lamas mitgeteilt, und diese entscheiden, wer der neue Lama ist.

## Reise u. Befahr

Holländische Gesellschaftsreisen nach Deutschland. Auf Grund der Reiseprogramme der großen ausländischen Reiseunternehmungen verpricht die kommende Saison einen lebhaften Ausländerbesuch nach Deutschland zu bringen. Kurzlich konnten wir berichten, daß u. a. Coot 30 seiner 32 Europa-reisen durch Deutschland führen wird; das jetzt veröffentlichte Programm der Niederländischen Reisevereinigung führt u. a. 63 Reisen nach allen Teilen Deutschlands auf. 17 Reisen führen an den Rhein; der Harz und Bad Harzburg wird von 10 Reisegesellschaften besucht. Ems ist das Ziel von 7. Schwarzwald und Taunus von je 6 Reisen. Weitere kürzere Reisen sind nach der Eifel, dem Bergischen Land, Berlin, nach Heidelberg und nach den Nordseeädern vorgesehen.

Ferienreise amerikanischer Hochschüler nach Deutschland. Wie German Railroads Information Office, New York, das Bureau der Reichscentrale für Deutsche Werbebeschaffung, uns berichtet, sind für die Studenten der New Yorker Columbia Universität vier Ferienreisen nach Europa angeboten worden, von denen zwei durch das Rheinland und den Schwarzwald führen. Auch eine angesehene Höhlen-Hochschule im Staate Connecticut unternimmt mit einer kleineren Gruppe von Damen eine Reise von mehreren Wochen nach Deutschland. Eine führende Universität in Kalifornien, also im Westen Nordamerikas, veranstaltet im Frühjahr dieses Jahres eine Ausstellung von Reiseplänen und Projekten, wobei die letzteren in größeren Mengen an die Interessenten abgegeben werden. Das New Yorker Bureau der Reichscentrale für Deutsche Werbebeschaffung hat der Universität eine große Auswahl von Material zur Versorgung gestellt.